



DOKUSOAP «ÜSI BADI»

Die neuen TV-Lieblinge

Der Badi-Job macht den Teilnehmern mit Behinderung und ihren Betreuern sichtlich Spass (v.l. Markus, Niklaus, Laura, Dominique, Tamara, Remo, Isabella und Toni).

Mit der Dokuserie «Üsi Badi» hat das Schweizer Fernsehen den Sprung ins kalte Wasser gewagt. Fazit: Die Serie rund um sechs geistig behinderte Menschen ist ein Publikumshit. Am Montag läuft die letzte Folge.

Die Zuschauerzahlen der Sommerserie «Üsi Badi» belegen es: Die Schweiz hat keinen Skrupel, drei Frauen und drei Männern mit geistiger Behinderung Woche für Woche beim Arbeiten zuzuschauen. Warum auch? Den Hauptakteuren Remo, Isabella, Dominique, Niklaus, Laura und Toni gefällt das Rampenlicht, die Fanpost, die Anerkennung und was das sommerliche Berühmtsein noch so mit sich bringt. Von der ersten Sendung an durfte man beruhigt sein: Die

sechs Teilnehmer der oft kritisierten Dokuserie haben zwar eine geistige Behinderung, doch sie wissen, was sie tun.

Hinschauen erwünscht

Mit einer Durchschnittsquote von rund 28 Prozent (zwischen 313 000 und 472 000 Zuschauern pro Folge) zählt die Unterhaltungssendung zu den Publikumshits im Schweizer Fernsehen. Auch aus Sicht der Fachorganisation für behinderte Menschen Pro Infirmis hat die Serie ihren Zweck erfüllt: Sie hat die Schweiz zum Hinschauen animiert. Und mit der Einbindung von Menschen mit Behinderung ins Vorabendprogramm einen wichtigen Schritt in Richtung Integration in die Gesellschaft getan.

Für Mark Zumbühl, Mediensprecher von Pro Infirmis, ist «Üsi Badi» deshalb ein gelungenes Projekt. «Man merkt, dass

die Macher sorgfältig und mit Respekt an das Thema herangegangen sind.» Sie hätten sich im Vorfeld eingehend über Behinderungen informiert. Nichtsdestotrotz: «Fernsehen bleibt Fernsehen, die Unterhaltung steht im Vordergrund.» Und mit ihr die Inszenierung.

Unglückliche Ereignisse

Mit der Inszenierung haben sich laut Zumbühl denn auch die Unschönheiten eingeschlichen. Allen voran die Tatsache, dass die Behinderten ihren Badiamtli während den ersten drei Wochen ohne Badegäste nachgehen mussten. Natürlich ist das schlechte Wetter schuld gewesen, dass die Besucher so lange fernblieben und man dennoch irgendwie weiterproduzieren musste. «Das hat dann aber leider dazu geführt, dass dieser erste Teil der Sendung nicht sehr integrativ war», so Zumbühl. Immerhin, die Zuschauer sind hängen geblieben. Die Konstellation der sechs total unterschiedlichen Charaktere hat nämlich von Anfang für Spannung gesorgt. Und wo Showman Remo zum Zug kam, war stets mit Spass zu rechnen.

«Wahre Reality», so Mark Zumbühl, repräsentierten die «zuweilen anstrengenden Betreuer». So etwa Aufpasserin Tamara, die den erwachsenen und sichtlich selbstständigen Behinderten selbst beim Zähneputzen an der Seite klebte. Oder Betreuer Markus, der dem sensiblen Niklaus mit einer schwammigen Argumentation untersagte, sich für den Ausgang eine Krawatte umzubinden. Letzterem trieb dies sogleich die Tränen in die Augen und dürfte auch beim Publikum ähnliches Unverständnis ausgelöst haben. «In dieser Hinsicht wurde sehr viel

mit einbezogen», sagt Mark Zumbühl.

Ist das realistisch?

Wie viel Realität «Üsi Badi» braucht, um wirklich realistisch zu sein, ist am Ende Ansichtssache. Ob es sinnvoller gewesen wäre, die Behinderten in ihrem gewohnten Umfeld zu zeigen, muss man sich nach sechs erfolgreichen Sendeabenden aber kaum mehr fragen. Wesentlich ist doch, dass der Einbezug der sechs Behinderten in den Alltag einer stinknormalen, teils übertrieben inszenierten Dokusoap eine wichtige Tatsache in Erinnerung gerufen hat: Dass man diesen eigenwilligen, selbstständigen und mitunter sehr selbstbewussten Menschen mit gutem Gewissen mehr als den geschützten Rahmen zumuten darf.

MIRIAM LENZ

Letzte Folge von «Üsi Badi»: Montag, 16. August, 21 Uhr, SF 1.



KOLUMNE

REINER EICHENBERGER

ist Professor am Seminar für Finanzwirtschaft der Universität Freiburg

Mit Sperrkonten gegen Doping

TOUR DE FRANCE, LEICHTATHLETIK-EM und Fussball-WM sind vorbei – ohne grossen Dopingskandal! Ist die Sportwelt nun plötzlich sauber? Kaum, denn die Leistungen nehmen weiter zu. Sogar an der laufenden Schwimm-Europameisterschaft werden – trotz dem neuen Verbot der Superanzüge – noch Leistungssteigerungen erwartet. Wundermenschen, Wundertraining oder Wunderdoping?

DOPING IST MIT DEM HEUTIGEN ANSATZ von immer strikteren Verboten, Kontrollen und Sperren nicht in den Griff zu kriegen. Denn auch so haben Sportler noch gute Chancen, für längere Zeit unerkannt zu dopen, insbesondere wenn sie die neuesten Techniken verwenden. Dadurch wird es für die Hintermänner nur noch attraktiver, neue Techniken zu entwickeln. Andererseits bieten auch die Freigabe und Legalisierung von Doping keine Lösung. Vielmehr würden sie zu fatalen Dopingwettläufen führen. Denn das Doping der einen zwänge die anderen Konkurrenten, auch zu dopen, weil sie ohne

Doping keine Chance mehr hätten. Daraus würde noch weit intensiveres Doping als heute resultieren, mit verheerenden Folgen für die Gesundheit der Athleten und den Sport: Vernünftige Menschen würden dann nicht mehr Spitzensportler.

WAS ALSO TUN? Wie immer ist die ökonomische Standardantwort richtig: Anreize gegen Doping schaffen. Mein Vorschlag geht so: Die Athleten erhalten ihre Preisgelder und anderen Einnahmen nicht mehr zur freien Verfügung, sondern müssen einen gewissen Teil davon auf ein persönliches Sperrkonto einzahlen, von dem sie jährlich nur einen gewissen Anteil beziehen dürfen. Die Vermögen von Athleten, die des aktuellen oder früheren Dopings überführt werden oder an Dopingfolgekrankheiten versterben oder erkranken, werden je nach Schwere der Vergehen teilweise oder gänzlich auf die Sperrkonten ihrer noch aktiven oder bereits zurückgetretenen Konkurrenten verteilt. Dabei werden die Beträge möglichst nach dem Ausmass der Schädigung durch den

Dopingbetrug abgestuft. Wenn also beispielsweise ein früherer Olympiasieger auffliegt, gehen von seinen Geldern jeweils sinkende Anteile an die damaligen Zweiten, Dritten, Vierten und so weiter. Die Beträge für Sportler, deren Konten bereits wegen eigenen Dopings oder Tod geschlossen wurden, werden an die weiter hinten platzierten weitergereicht.

DIESES SYSTEM VERMITTELT wirkungsvolle Anreize gegen Doping: Erstens wird Doping für den Einzelnen viel teurer. Wer überführt wird, bezahlt wirklich etwas. Das gilt insbesondere für Sportler, die ihren Leistungszenit überschritten haben. Für sie ist heute Doping relativ billig, weil für sie Doping die Alternative zum Rücktritt und deshalb eine Sperre keine wirkliche Strafe ist. Zweitens wird es attraktiver, über die ganze Karriere ungedopt zu bleiben, weil das dopingfreie Einkommen durch die Überweisungen von Dopingsündern aufgebessert wird. Drittens lohnt es sich für Sportler weniger, aus kurzfristigen Erwägungen die Gesund-

heit aufs Spiel zu setzen, weil das kurzfristig verfügbare Einkommen weniger von sportliche Erfolg abhängt; gleichzeitig steigt das langfristige Einkommen bei Abwesenheit von Dopingfolgen. Viertens erhalten Sportler stärkere Anreize, das Doping anderer aufzudecken. Das wird insbesondere Sportler nach ihrem Karriereende dazu bringen, zum Doping anderer Auskunft zu geben. Zusammen bewirken diese vier Mechanismen, dass Doping weniger attraktiv und deshalb auch seltener wird. Dank der hohen Wirksamkeit der Anreize kann auf die heutigen Strafen wie lange Sperren verzichtet werden.

WIE ALLE NEUEN VORSCHLÄGE ist auch mein Vorschlag keineswegs perfekt und muss von den zuständigen Stellen wie dem Olympischen Komitee und internationalen Sportverbänden im Detail ausgearbeitet werden. Dabei ist es wichtig, die auftauchenden Schwierigkeiten nicht an einem unrealistischen Ideal, sondern an der heutigen Realität zu messen.

redaktion@bernerzeitung.ch

GESAGT

«Halt den Mund, und höre zu! Das ist schwierig, aber die ganze Welt wäre besser dran, wenn wir einander zuhören würden.»

Die Sängerin und Hollywood-Schauspielerin **Bette Midler** kennt das Rezept für eine gute Ehe.

«Ich würde sagen, die WHO ist die letzte marxistisch-leninistische Bastion der Welt, allerdings erfolgreich korruptiert durch die Pharmaindustrie.»

Beat Richner, der sich für die Gesundheit kambodschanischer Kinder engagiert, hat klare Vorstellungen von der Weltgesundheitsorganisation.

«Vor allem haben wir aber dank der Fotovoltaik, also der Umwandlung von Sonnenlicht in Strom, eine riesige Chance: die Erreichung der Energieunabhängigkeit der Schweiz. Und diese Unabhängigkeit müsste sich eigentlich jeder Staat als oberstes Gebot setzen – das hat uns die Libyen-Affäre soeben wieder gelehrt.»

Mit **Peter Pauli**, Chef der Thuner Solarenergie-Gruppe Meyer Burger, propagiert ein Unternehmer eine Strategie, die sonst nur von Links-Grün vertreten wird.

«Action war wie eine Offenbarung für mich.»

Schauspieler **Liam Neeson** bereiten Actionfilme gleich viel Freude wie Charakterrollen.

Quellen: «Weltwoche», «Handelszeitung», «Migros-Magazin», «Obersee Nachrichten»

RIMUSS

Traubensaft mit Schaum

Das alkoholfreie Partygetränk Rimuss begeistert Kinder seit über 50 Jahren. Sein Name kommt vom Schaum.

Der Rebbauer Jakob Rahm stellte im Jahr 1954 an der St. Galler Landwirtschaftsmesse Olma ein alkoholfreies Partygetränk vor. Er hatte einen moussierenden Edeltraubensaft entwickelt, den er als «Ramouss» vorstellte. Das Wort setzte sich zusammen aus dem Namen des Erfinders, also «Rahm», und dem französischen Wort für

MARKEN
NAMEN

Schaumwein: «mousseux». Doch schon wenig später musste Rahm den Namen aus Markenschutzgründen ändern. Er taufte seinen alkoholfreien Traubensaft in Rimuss um. «Ri» steht für die verarbeitete Traubensorte Riesling-Silvaner.

Das Produkt fand schnell seine Liebhaber. Heute stossen die Schweizer Familien insgesamt mindestens sieben Millionen Mal pro Jahr mit Rimuss an.

Seit 1999 verkauft die Rimuss- und Weinkellerei Rahm AG in Hallau unter anderem auch das süsse Weingetränk Pesca Fizz. **MJC**